

Nadia biss in den Hotdog und verzog das Gesicht zu einem übertriebenen Ausdruck des Genusses, als wäre das Fleisch so köstlich wie ein Filet Mignon. »Sie ahnen nicht, was Sie verpassen.«

»Das glaube ich aber doch. Als ich noch ein Junge war, hat mein Alter mich in einen Käfig gesperrt, wenn er mal nicht an mir herumexperimentiert hat. Manchmal warf er mir einen kalten, faden, halb verdorbenen Hotdog als Tagesration durchs Zellengitter. Seitdem stehe ich nicht mehr auf die Dinger.«

Nadia blickte ihn mitfühlend an. Sie kannte die Horrorgeschichten aus Ackermans Vergangenheit, als sein Vater, das verrückte Genie, ihn zu dem gemacht hatte, der er war. »Ich kenne diese Geschichten. Deshalb verstehe ich, warum Sie keine Hotdogs mögen. Verzeihen Sie mir die dummen Scherze.«

Ackerman blickte auf seinen Gemüseteller. »Na ja, ich hab immerhin diese Blümchenkiller-Schlachtplatte«, murmelte er und spießte eine Gurke auf. »Es geht doch nichts über eine frische Gartensalami.«

Nadia wusste, dass Ackerman hin und wieder Fleisch aß, vorzugsweise Steak. Er bezeichnete sich zwar als Ovo-Lacto-Vegetarier, betonte aber immer wieder, auf Mörderjagd benötige er das zusätzliche Protein, das nur ein Steak liefern könne. Und privat, außerhalb der Jagd, hatte Nadia ihn kaum kennengelernt.

Als sie den letzten Bissen ihres Hotdogs verschlungen hatte, wechselte sie das Thema. »Wie war eigentlich das Essen mit Lianas Großmutter?« Liana Nakai, eine hübsche junge Polizistin bei der Navajo Nation Police, war Ackermans Freundin. Ihre Großmutter, die Matriarchin der indianischen Familie, hatte ein Auge auf Ackerman geworfen, als Liana die beiden einander vorgestellt hatte.

Ackerman biss von der Gurke ab, bevor er antwortete. »Es war ein Debakel. Anfangs mochte sie mich ja noch, aber als sie dann erfuhr, wen sie *wirklich* vor sich hatte, wollte sich mich am liebsten an den Marterpfahl stellen. Mann, war die wütend. Sitting Bull war ein Chorknabe dagegen.«

»Und was hat Liana dazu gesagt?«

»Nichts. Sie hat nur gelacht.«

Nadia blickte ihn an. »Eins zu null für Großmama Nakai, was?«

Ackerman zuckte mit den Schultern. »Oma bekam es mit der Angst. Wer kann es ihr verübeln? Wenn ich eine Enkelin hätte, würde ich auch nicht wollen, dass sie eine Beziehung mit einem Typen wie mir hat.«

Nadia schwieg. Der Gedanke, eine Tochter zu haben, die mit einem Mann ging, der zu Dingen fähig war wie Francis Ackerman, ließ sie schaudern. Mochte Francis noch so nett und faszinierend sein – er war ein Ungeheuer. Zumindest war er es gewesen.

»Zumal ich einen der größten Arbeitgeber in ihrem Tal eliminiert und damit den wirtschaftlichen Zusammenbruch im Indianerreservat herbeigeführt habe«, fuhr Ackerman fort. »Ich nehme aber an, dass irgendein Geschäftsmann die Schafherden der Navajos übernehmen wird. Dann bekommen die wenigen, die ihre Begegnung mit mir unbeschadet überstanden haben, wieder Jobs.«

»Sehen Sie?«, sagte Nadia. »Das kommt dabei herum.«

Ackerman blickte sie an. »Was?«

»Durch so ein Gerede landen Sie auf der schwarzen Liste von Eltern und Großmüttern. Ständig beschreiben Sie Situationen, in denen Sie wie eine Naturkatastrophe über andere Menschen kommen.«

»Wie eine Heuschreckenplage, was? Apropos, haben Sie mal Heuschrecken probiert? Oder Käfer? Schnecken?«

»Also wirklich, Frank, das ist kein Gesprächsthema beim Abendessen«, erwiderte Nadia. »Erzählen Sie mir lieber, wie es mit Großmutter Nakai weitergegangen ist.«

»Ich habe mich ihr gegenüber zurückgehalten. Nichts als Respekt und Unterordnung – ganz zu schweigen davon, dass ich ihr und einem Haufen anderer Leute wenige Stunden zuvor das Leben gerettet hatte. Allein das hätte ein paar Eisschichten zum Schmelzen bringen müssen.«

»Mag sein, aber Sie sind ein sehr ... außergewöhnlicher Mann. Sie würden diese Reaktion vermutlich besser verstehen, wenn Sie selbst Kinder hätten.«

Ackermans Miene verdüsterte sich von einer Sekunde zur anderen, als wäre plötzlich etwas Finsteres zwischen ihnen beiden. »Ich hatte mal ein Kind«, sagte er leise.

Nadia musterte ihn überrascht. »Das wusste ich noch gar nicht.«

»Einen Jungen. Itzal und ich wussten es dank der Ultraschallaufnahmen von ihrer Gebärmutter.«

»Itzal?«

Ein seltsamer Ausdruck erschien in Ackermans graublauen Augen. »Meine große Liebe damals. Sie war unfassbar schön. Auf Maya bedeutet ihr Name so viel wie ›Regenbogengöttin‹.«

»Was ist aus dem Jungen geworden?«

»Ich bekam nie die Gelegenheit, ihn kennenzulernen. Er ist schon lange tot.«

Nadia zwang sich zum Reden, obwohl ihr die Worte im Hals steckenbleiben wollten. »Tut mir leid, Frank, das habe ich nicht gewusst. War es eine Fehlgeburt?«

Der Ausdruck, der in Ackermans Gesicht erschien, ließ Nadia diese Frage sofort bereuen. »Nein. Itzals Stiefvater war *Sergento* bei der mexikanischen Polizei und hatte in ihrem Dorf das Sagen. Als ich dahinterkam, dass er Itzal seit Jahren nächtliche Besuche abstattete, schwor ich, ihn zu töten. Doch Itzal rang mir das Versprechen ab, sein Leben zu schonen. Wir sind zusammen geflohen. Aber er hat uns gefunden ...« Ackerman verstummte.

»Was geschah dann?«, fragte Nadia, der das Herz plötzlich bis zum Hals schlug.

»Ich habe mein Versprechen gehalten und den Kerl verschont – was an ein Wunder grenzt, denn damals war ich ein ganz anderer. Ich habe aus dem nichtigsten Anlass getötet.«

Nadia lief es eiskalt über den Rücken. »Also ist der Mann noch auf freiem Fuß?«

»Auf freiem Fuß? Nun ja, so würde ich es nicht ausdrücken.«

»Wie meinen Sie das?«

»Seit unserer Begegnung hat er keine Füße mehr. Aber er lebt noch, soviel ich weiß ... das, was von ihm übrig ist. Mein lieber alter Dad hat mir ein intensives Rachebedürfnis eingepflegt, wissen Sie.« Ackerman schaute in den dunkler werdenden

Himmel, als suchte er in den Wolken nach den richtigen Worten. »Ich ließ den Kerl am Leben, habe ihm aber so viel genommen, dass es kein Leben mehr für ihn war. Wenigstens konnte er sich seit unserer Begegnung nicht mehr an jungen Frauen vergreifen. Aber es ist besser, nicht näher darauf einzugehen, denn es war eine ziemlich krasse Erfahrung für den Bastard. Ich habe ihn gerade noch rechtzeitig über die Grenze gebracht und dafür gesorgt, dass er in ärztliche Behandlung kommt, nachdem er seine Strafe erhalten hatte.«

»Verstehe«, sagte Nadia und schauderte erneut. Sie wollte sich gar nicht vorstellen, was Ackerman mit dem Kerl angestellt hatte. »Ich glaube, Sie müssen es nicht näher erläutern ... im Unterschied zu mir.«

Ackerman schaute sie an. »Wie meinen Sie das?«

»Nun ja, *ich* musste Ihnen eine obszöne Menge an Einzelheiten aus meiner Vergangenheit anvertrauen. Aber Sie brauchen mir diesen Gefallen nicht zu erwidern.«

Ackerman biss von der Gurke ab. »Gut. Das Gestern ist tot, das Morgen nicht garantiert. Konzentrieren wir uns lieber auf die Entscheidungen von heute.«

In diesem Moment summte sein Handy. Als er auf das Display blickte, fürchte er die Stirn.

»Was ist?«, fragte Nadia.

»Ein Notruf von Carter.«

Ackerman wählte auf seinem FBI-Handy eine Nummer aus dem Gedächtnis. Nadia wusste, dass er das Mobiltelefon nur widerstrebend nutzte. Vermutlich konnte Ackerman jede Maschine bedienen, die Menschen je geschaffen hatten, aber wann immer möglich, verzichtete er darauf – vermutlich aufgrund einer zwanghaften Rebellion gegen alles, was »normale« Menschen taten.

»Ich bin's«, sagte Ackerman und lauschte. Offenbar übermittelte ihm jemand Informationen, die Nadia nicht mithören konnte, aber mit jeder Sekunde wurde Ackermans Blick härter, und seine Kiefermuskeln traten hervor. Schließlich sagte er nur: »Wir sind unterwegs.«

»Black Rose?«, fragte Nadia leise.

»Ja.« Ackerman schaute sie an. »Erinnern Sie sich an die Idee, die ich in dem Zusammenhang hatte? Einen Vorschlag, gegen den Sie vehement Einspruch erhoben haben?«

»Welcher Vorschlag?«

»Ein Black-Rose-Opfer, das im Zeugenschutz war, in unseren Gewahrsam zu überstellen.«

Mit kaum hörbarer Stimme erwiderte Nadia: »Das haben Sie doch wohl nicht getan, oder?«

»Doch. Die Überstellung sollte morgen stattfinden. Ich wollte Ihnen nach unserem kleinen Festmahl hier vorschlagen, uns den Ort anzuschauen, den ich ausgesucht habe, aber unsere Freunde vom Marshals Service sind offenbar heute schon dort aufgetaucht.«

»Fahren wir hin?«

»Ja. Geben Sie mir die Schlüssel.«

»Die Schlüssel?« Nadia musterte ihn verwirrt. Sie wusste, dass er keinen Führerschein besaß, und hatte die schlimmsten Befürchtungen, was seinen Fahrstil anging.

»Keine Bange, man stirbt nur einmal. Na los, wir müssen schnellstens dort sein.«

Nadia reichte ihm die Autoschlüssel. »Wieso die Eile?«

»Das Team vom Marshals Service meldet sich nicht mehr.«

»Wieso nicht?«

»Weil Black Rose schon dort ist, nehme ich an.«

Schon als ihr der Auftrag übertragen worden war, hatte Shawna Hadfield ein ungutes Gefühl gehabt. Keine zwei Jahre zuvor waren dem Black Rose Killer fünf FBI-Agenten zum Opfer gefallen; der Psychopath hatte eines seiner Opfer zurückgeholt, das unter dem Schutz genau des Teams stand, das nach ihm fahndete. Die Morde und das darauffolgende Verschwinden des Killers und seines Opfers hatten Black Rose, einem damals noch lokalen Phänomen, landesweite Aufmerksamkeit beschert und aus dem Mann eine urbane Legende gemacht.

Und wen schickten die hohen Tiere, um eine Zeugin aus der sicheren Obhut der US Marshals an ausgerechnet die Behörde zu überstellen, die beim ersten Mal Mist gebaut hatte? Natürlich schickten sie jemand Entbehrliches. Jemanden wie Shawna Hadfield.

Nachdem Shawna offiziell einen Strafantrag gegen Senior Inspector Sebastian Knox eingereicht hatte, bekam sie immer mehr Aufgaben, die niemand haben wollte. Seitdem versuchte dieser Kerl, ihr Leben zu ruinieren. Hölle, sogar sein Name und sein Rang klangen großspurig. Knox hatte einen Flüchtigen bei der Festnahme rassistisch beleidigt und sie, Shawna, hinterher drohend angestarrt. Die Botschaft aus dem Altherrennetzwerk war deutlich gewesen: *Eine wie dich wollen wir nicht dabeihaben.* Shawna hatte Beschwerde eingereicht, und danach war ihre Karriere in die Abwärtsspirale gegangen.

Wenn sie überlebte, würde sie den Marshals Service wegen dieses Fiaskos verklagen. Man hatte ihr diesen Auftrag vermutlich nur übertragen, um sie zum Schweigen zu bringen. Wenn sie davorkam, würde sie einen Anwalt einschalten und jede Summe, die sie erhielt, mit den Familien ihrer drei getöteten Kollegen teilen.

Aber dazu musste sie erst einmal diese Nacht überleben. Falls sie starb, mussten ihre Familie und die der anderen Opfer an die Öffentlichkeit gehen, um wenigstens ein bisschen Geld aus den geizigen Regierungsbürokraten herauszuquetschen.

Shawna schob diese Gedanken beiseite. Sie hatte nicht die Absicht, heute zu sterben.

Sie bewegte sich geduckt und hielt sich in den Schatten, während sie die Pistole von einem möglichen Ziel zum nächsten schwenkte. Der erste ihrer vier Kollegen war ausgefallen, als er im Dunkeln die äußere Grenze des Schutzbereichs abgesprochen war. Doch Shawna wusste nicht, wo der Black Rose Killer ihn erwischt hatte und was ihm zugestoßen war. Die beiden anderen waren auf der gegenüberliegenden Seite des Grundstücks an der Scheune postiert gewesen, vor der sie ihre Fahrzeuge geparkt hatten.

Die alte Farm hatte zwei Zufahrten, eine vorn, eine hinten. Die hintere führte zu einem stark befahrenen Highway, die vordere erreichte man über einen Kiesweg. Diese Aufteilung machte es möglich, sich bewusst dabei beobachten zu lassen, wenn man auf der einen Seite hineinging, um sich dann ungesehen auf der anderen hinauszuschleichen;